

Schweizer Banker – Schlimmer als die Griechen?



*Von Claude Baumann
Journalist und Buchautor*

Anfänglich wirkten die Zustände in Griechenland fast amüsant, so unglaublich dreist kamen sie einem vor: Staatsabzockerei à gogo, Schattenwirtschaft, Schlendrian und Betrug am Laufmeter. Mit der Zeit nahm das Ganze aber doch beängstigende Formen an. Dem Land drohte der Kollaps und bald war die ganze Euro-Zone mit dem hellenischen Virus infiziert. Seither ist Griechenland ein hoffnungsloser Patient.

In dem immensen Chaos agieren die Politiker wie ein versprengter Haufen, der laufend neue Lösungsansätze skizziert und dafür erst noch frisches Geld kassiert. Doch eigentlich glaubt niemand daran, dass sich so Remedur schaffen lässt. So besehen erinnert die griechische Tragödie an das, was sich seit geraumer Zeit in der Schweizer Bankbranche abspielt.

In trügerischer Sicherheit

Dass unser Finanzplatz in Bedrängnis geraten würde, zeichnete sich schon vor vielen Jahren ab. Spätestens als die EU-Finanzminister im portugiesischen Feira im Jahr 2000 über einen automatischen Informationsaustausch und eine Zinssteuer berieten, war klar, dass dies weitreichende Folgen für die Schweiz haben würde. Doch schien das hierzulande niemanden zu beschäftigen. Lieber flüchtete man sich in so famose Aussprüche wie «Das Bankgeheimnis ist nicht verhandelbar» oder «Das Bankgeheimnis ist auf Jahre betoniert».

Sich in trügerischer Sicherheit wählend, trieben es zahlreiche Banker beim

Einfahren von Schwarzgeld bloss noch bunter. Wir erinnern uns an die abenteuerlichen Stories mancher UBS-Banker, die mit präparierten Laptops in die USA reisten und dabei erst noch Bargeld-Kuriere für ihre Kunden spielten – mit fatalen Folgen für die UBS und die Schweiz.

Doch genauso uneinsichtig wie die Griechen blieben manche Schweizer Banker selbst nach dem Waterloo der UBS. Sie glaubten allen Ernstes, mit den amerikanischen Schwarzgeld-Kunden der UBS ein weiteres Mal den schnellen Reibach machen zu können. Und wieder agierten sie mit einer kaum überbietbaren Dreistigkeit. Der Rest ist Geschichte. Elf Schweizer Banken figurieren seither auf einer Liste der US-Justiz und werden massiv zur Kasse kommen. Zudem musste ein Institut bereits die Segel streichen.

Perfekte Kakophonie

Seit dem Notverkauf der Bank Wegelin an die Raiffeisen-Gruppe Ende Januar läuten die Alarmglocken. Doch genau wie die Griechen agieren die Schweizer nun wie ein versprengter Haufen – Bundesräte und Behördenvertreter inbegriffen. Kaum eine Woche vergeht mehr, ohne dass nicht aus irgendeiner Ecke ein weiteres Votum kommt, das die Kakophonie perfekt macht. Indem Sarasin-Chef Joachim Strähle das Hohelied aufs Weissgeld anstimmt, sekundiert er zwar die gleichnamige Strategie des Bundesrats, verdirbt es sich aber gleichzeitig mit den Hardlinern unter den Privatbankiers, die das Bankgeheimnis bis zum bitteren Ende verteidigen wollen. Dabei erhalten sie Sukkurs vom früheren Grossbanker Oswald Grübel, der die Weissgeldstrategie zum «Unwort des Jahres» kürt und darüber höhnt, wie man derlei umsetzen wolle, ohne die ausländische Klientel zu vergällen. Währenddessen redet Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz über die Unvermeidlichkeit des automatischen Informationsaustauschs mit der EU und geht so auf Konfrontation mit dem eigenen Verband, der Schweizerischen Bankiervereinigung, die sich sogleich von seinen Äusserungen distanziert. Da bleibt es am Schluss

nicht verwunderlich, wenn Vontobel-CEO Zeno Staub darüber lamentiert, dass man nicht alle drei Wochen mit einem neuen «Wundermittel» kommen sollte.

Fehlende Integrationsfiguren

Die Meinungsvielfalt auf dem Schweizer Finanzplatz in Ehren. Wenn es fünf vor zwölf ist und man bisher geschlafen oder wie die Griechen die Bedrohung ignoriert hat, zählt bloss noch eine Stimme nach aussen. Dass es schon seit langem an einer solchen mangelt, ist zweifelsohne die grösste Schwäche des hiesigen Finanzplatzes: Es fehlen Integrationsfiguren, wie es sie einst gegeben hat, und die es verstanden haben, die Branche hinter sich zu scharen, um dem Druck von aussen paroli zu bieten. Dazu gehören Alfred Schaefer und Robert Holzach von der Schweizerischen Bankgesellschaft, ein Rainer E. Gut oder ein Hans J. Bär sowie Jacques Darier in Genf. Natürlich waren auch diese Herren nicht in allem perfekt. Man muss ihnen jedoch zugute halten, dass sie die Interessen der Branche geradezu visionär vertreten haben.

Dem Bonus am nächsten

Mit dem angelsächsischen Casino-Banking der 90er Jahre kam in der Schweiz ein neuer Typus von Bankmanager auf, dem vor allem sein Bonus am nächsten war und weniger das Wohl des Finanzplatzes. Das erklärt auch, weshalb man den aufziehenden Sturm nicht frühzeitig erkannt hat. Mehr Selbsterkenntnis und weniger Selbsttäuschung wären hilfreich gewesen. Oder anders formuliert: «Wer sich selbst kennt, der weiss, was für ihn nützlich ist und vermag zu unterscheiden, was er kann und was nicht. Wer das betreibt, was er versteht, der erwirbt sich, was er benötigt, und es geht ihm gut.»

Vielleicht können die Schweizer Banker doch etwas von den Griechen lernen – zumindest von Sokrates, der schon mehr als 400 Jahre vor Christus diese weisen Worte gesprochen hat.

*claude.baumann@finews.ch
www.finews.ch*